

Erik Schreiber

Die geheimnisvolle Dschungelstadt

BLITZ

1. Reisebeginn

Es war vor fünfunddreißig Jahren, als ich zum ersten Mal meinen Fuß auf den Schwarzen Erdteil setzte. Ein eben erst aus der Schule entlassener Junge, heuerte ich auf dem Schoner Danzig an. Ich ahnte damals noch nicht, dass ich in Zukunft viele Male die Reise von Bremerhaven aus antreten würde und der Schwarze Erdteil so etwas wie meine zweite Heimat wurde. Aber wie oft ich auch den Atlantik durchquerte, getrieben von der Sehnsucht nach diesem unbekanntem Kontinent der Wunder und Abenteuer, immer wieder, ja in stetig steigendem Maß wurde mir die Fahrt ein ums andere zum Erlebnis.

Ich betrachte es als eine besondere Gnade des mir auferlegten Schicksals, dass es mich im Verlauf eines Vierteljahrhunderts, das ich zum größten Teil in der afrikanischen Wildnis zubrachte, ein ums andere Mal besuchen durfte. Ich erlebte Dinge durfte Wunder schauen und Abenteuer bestehen, die seltsam und erschütternd, einmalig oder auch erheiternd, jedoch immer originell waren. Wäre ich eine der Reiseschriftsteller oder Forscher, so könnte ich meine beflügelte Phantasie aller meiner Erlebnisse zu einer spannenden und rauschenden Sinfonie der Schriftsprache gestalten. Eines meiner Vorbilder bezogen auf die Forschung war mir schon immer Alexander von Humboldt, dessen Südamerikaberichte mich beflügelten, es in Afrika ihm nachzutun. Aber ich bin nur ein ein-

facher Erzähler, der lieber die Natur und die Menschen erzählen lässt, wie sie zu mir gesprochen haben, und der seine Erlebnisse wiedergibt, schlicht und einfach, wie sie sich zugetragen haben oder mir zugetragen wurden.

Ich entschloss mich, für mein Kontor in Bremerhaven wieder einmal Afrika aufzusuchen, und fuhr mit dem Schoner AMSTERDAM immer an der europäischen Kontinentalküste entlang, bis wir über den Atlantik Las Palmas erreichten.

Ich ging am 3. März 1835, mittags, mit schwachen Wind unter Segel, doch kaum hatten wir das pittoreske Bremerhaven hinter uns gelassen, als uns ein angenehmes Lüftchen empfing. Ich stand an der Reling an Bord des Schiffes. Ich inhalierte den Rauch einer der Zigaretten, die ich mit mir führte. Ich war nur ein Gelegenheitsraucher, der eher rauchte, um es als ein Genuss weniger als Suchtmittel zu benutzen. Der Schoner nahm Fahrt auf. Daher hatten wir die Hafenstadt sehr schnell aus dem Gesicht verloren. Mit stärker werdenden Wind legten wir pro Tag um die fünfzig Seemeilen zurück. Jedoch in den nächsten Tagen wurde der Wind schwächer. So dass ich mich endlich, nachdem ich einige Tage die Zeit mit Lesen zu vertreiben gesucht hatte, Langweile ergriff.

So musste ich mich denn mit meiner Schiffsgesellschaft bekannt zu machen suchen. Sie bestand aus Herrn Ernst Müller, der mehr elsässischer Franzose, denn elsässischer Deutscher und dessen Heimat inzwischen Brasilien war. Sein Weg führte nach Las Palmas, um von dort nach Rio

de Janeiro zu reisen. Er schien recht artig und so unterhielt ich mich viel über Geschäfte mit ihm. Er reist in derselben Absicht wie ich, um durch einen kleinen Versuch das Nähere dieser Küstengeschäfte kennenzulernen und die Erfahrungen mit nach Amerika zu nehmen. Mir wurde von ihm bekannt gemacht, dass er keine Passage bezahlt, da er mit dem Kapitän bekannt ist und mit ihm gemeinsam Geschäfte macht. Der Kapitän, Lothar Gräner mit Namen, scheint ein guter Mann zu sein. Der zweite Kapitän hieß Robert Müßig. Geboren in Riga, erwarb er sich seine ebenso gründliche wie umfassende naturwissenschaftliche Bildung auf den deutschen Hochschulen Heidelberg, München und Berlin. Schon als Zwanzigjähriger bereiste er Ägypten, den östlichen Sudan und die Küstenländer des Roten Meers, bevor er sich der Seeschifffahrt widmete und die Ausbildung zu einem Offizier der Handelsmarine antrat.

Lieutenant Rotter von Nantes ist ein vermögender junger Mann, der viel erlebt hat, so dass er, obschon erst fünfundzwanzig Jahre alt, einem erfahrenen Dreißiger gleicht. Außer Lieutenant Rotter, Ernst Müller und mir gab es auf dem Schoner AMSTERDAM keine weiteren Passagiere.

In der Nacht beschäftigte uns ein heftiges Gewitter, welches einem Sturm glich, doch nur von kurzer Dauer und gleich darauf wieder Windstille. Ein paar Tage später erreichten wir das erste Ziel unserer Reise. Las Palmas.

Das gewohnte Hafenbild der Inselstadt vor der Westküste Afrikas, beherrscht von Bananen und Tomaten,

streng verbotenen aber oft tolerierten Hahnenkämpfen, zeigte sich, wie ich es immer zu finden gewohnt war. Höhlenbewohner in Atalaya, stets ein Hauptanziehungspunkt für Fremde, wurden immer noch gegen ein entsprechendes Eintrittsgeld als Schaustücke alter Insulankultur den staunenden Blicken gezeigt. Das deutsche Element ist unter Kaufleuten und Handwerkern stark vertreten und wegen seiner Zuverlässigkeit geschätzt.

Ich schätze die einheimische Bevölkerung auf fünftausend Seelen, wozu noch tausend sich auswärts Aufhaltende hinzukommen mögen. Ihre Handelsbeziehungen dehnen sie weit nach Afrika aus, und auch die amerikanischen Schoner machen hier Station. Die Kaufleute und die Handelskontore sind die hauptsächlichsten Vermittler des Handels zwischen West und Zentralafrika und Amerika. Sie bringen den zentralafrikanischen Ländern Tuche, weiße und bunte Kattune, bunte seidene und baumwollene Tücher, Glasperlen, echte und nachgemachte Korallen, echte und gefälschte Essenzen, Messing, Papier, Blei, Pulver, Schwefel, kleine Spiegel, Messer, Scheren, Nadeln usw. und tauschen dagegen Elfenbein, Straußenfedern und Goldstaub ein. Letzterer kommt indes jetzt nur noch in unbedeutenden Quantitäten nach Las Palmas, der meiste wird von Innerafrika aus nach der Westküste gebracht.

Ich musste mich zuerst auf eine Fußwanderung einstellen, da ich den deutschen Konsul, Herrn Doktor Delfs, auf seiner Bananenplantage aufsuchen wollte. Ein paar

dreiste Autofahrer, die sich anboten, waren so aufdringlich, dass ich schließlich ein Angebot annahm. Ich bin gewiss nicht leicht aus der Fassung zu bringen, aber ich danke meinem Schöpfer, als ich mit heilen Knochen aus dem Auto stieg. Mehr als einmal kreischten die Bremsen laut auf, und der Wagen stieß hart an den Rand des Abgrundes, ohne dass der Fahrer auch nur eine Miene verzog, als es in Serpentinauf in die Berge ging. Der Fahrer vertraute unbedingt seiner Maschine und hatte wie fast alle Südländer keinen Begriff davon, dass auch die beste Maschine einmal versagen kann.

Am nächsten Tag ging es mit dem vertrauten Schoner AMSTERDAM die Fahrt weiter, die nach viertägiger Dauer auf den Kapverdischen Inseln eine Unterbrechung erfuhr. Wenn man von der subtropischen Pracht von Las Palmas hierherkommt, empfindet man den krassen Gegensatz doppelt stark, den diese trostlose Öde vermittelt.

Die Reede von Praia wimmelt von Haifischen. Unser Bootsmann, ein alter Seebär, wollte die Gelegenheit nicht ausgehen lassen, einige von ihnen zu fangen, und legte die große Haifischangel aus. Der ein Meter lange stählerne Haken wurde weiß umwickelt, denn nach dieser Farbe schnappt der Fisch. Norbert, der Seebär, hatte Glück. Bereits nach kurzer Zeit ruckte es an der Angel. Die Leine spannte sich, und als wir sie hochwanden, hing ein zwei Meter langer Hai am Haken. Ich war, offen gesagt, etwas enttäuscht, denn was ich von Deck aus um

das Schiff herumschwimmen sah, waren ganz andere Kerle. Wir zogen ihn hoch und häuteten ihn ab, nachdem er durch einige wuchtige Hammerschläge getötet worden war. Die Haut wird in Offenbach zu einem begehrten Leder für Damenhandtaschen verarbeitet, während das Fleisch ein nicht minder beliebtes Nahrungsmittel für die Kru¹ darstellt. Bei unserm zweiten Versuch am nächsten Morgen hatten wir mehr Glück. Unsere Beute war ein viereinhalb Meter langer, wenigstens sechs Zentner schwerer Hai. Dieser Fang ging nicht so einfach vonstatten. Die Dampfwinde musste in Aktion treten. Aus dem Wasser hob sich ein riesiger Kopf, dem ein gigantischer Körper folgte. Wütend peitschte das Tier mit seiner Schwanzflosse, so dass wir ihn am Haken hängen lassen mussten, bis seine Kräfte erlahmten. Um ihn nicht zu quälen, tötete ich ihn mit einem Kopfschuss aus meiner Großwildbüchse.

Unser nächstes Ziel war Monrovia, Liberias Hauptstadt. Mit aller schuldigen Hochachtung vor der Republik Liberia, aber die Monrovialeute sind geborene Lügner und Diebe. Monrovias Bevölkerung ist nicht nur aus befreiten amerikanischen Sklaven zusammengesetzt, die dort um 1821 angesiedelt wurden. Es gibt da Leute, die in einer Herrenmanier von den richtigen Monrovialeuten als „Einheimische Eingeborene“ bezeichnet werden. Die Hauptsächlichsten unter diesen waren die Kru, die keine Steuern bezahlten, der Regierung trotzten und ihr

1 Die Kru sind ein westafrikanisches Volk, ansässig in Guinea, Ghana, Sierra Leone, vor allem aber in Liberia.

von Zeit zu Zeit auf der Nase herumtanzten. Einer dieser Leute war ein gewisser Bosambo. Der besaß drei Frauen und eine von ihnen, die vom Kongo stammte, und die unzuverlässig war, benachrichtigte die Polizei. Bosambo wurde mit gehörigem Brimborium verhaftet und vom Staatsgerichtshof verhört, der ihn des Diebstahls und Hochverrats beschuldigte und ihn zu zehn Jahren Zwangsarbeit verurteilte. Doch Monate später konnte er fliehen. Als unsere AMSTERDAM ankam, war großes Geschrei in der Stadt wegen der Flucht. Wir nahmen sechzig Kru an Bord, die nichts Besseres zu tun hatten, als uns alles über Bosambo zu erzählen, ungeachtet dessen ob wir es wissen wollten oder nicht. Ob alles was sie ihm zuschrieben, wirklich geschehen war oder ob da etwas dazu gedichtet wurde, lässt sich für einen Weißen nicht herausfinden. Man braucht die Kru unbedingt, denn sie sind die einzigen Schwarzen, denen man die Arbeit des Löschens an der gefährvollen Küste des Westens ohne Sorgen anvertrauen kann. Die Arbeit verrichteten sie ausgezeichnet. Dennoch musste man einen Blick auf die Waren haben, dass nicht das ein oder andere Teil ungewollt den Besitzer wechselt.

Ohne einen weiteren Hafen anzulaufen, fuhren wir auf kürzestem Wege nach São Thomé, der Perle des Atlantik, wo wir einen großen Teil unserer Ladung löschten. Eine kurze Rundfahrt mit dem Automobil durch die mir von früher gut bekannte, märchenhaft schöne Insel der Portugiesen zeigte mir den Fortschritt, den die Kultivierung

des Landes inzwischen gemacht hatte. Kaffee und Kakao sind hauptsächlich die Erzeugnisse der Plantagen.

Nach zwei weiteren, ereignislosen Tagen Seereise erreichten wir unseren Zielhafen, Port Sentil, den bedeutenden Edelholzhafen an der Westküste. Hier hielt ich mich nur einige wenige Tage auf, um den Schnelldampfer nach Duala, einem Hafen unserer ehemaligen Kolonie Kamerun, zu nehmen. Von Port Sentil gebraucht ein Passagierschneldampfer kaum achtunddreißig Stunden, ein Frachtdampfer vielleicht zehn Tage.

Ich verließ den Dampfer in Duala und traf meine Vorbereitungen zu meiner Expedition in den Urwald der großen Waldgorillas. Im Süden der herrlichen ehemaligen Kolonie Kamerun ist die Heimat der Waldgorillas, die ich aufzuspüren beabsichtigte und, vielleicht, eines dieser Tiere zu fangen. Weiß man doch von den Giganten des Waldes soviel wie gar nichts.

2. Unterwegs

Seit Tagen war ich mit meinen paar Leuten unterwegs. Sechzig Kru sind viel, wenn es gilt, diese zu verpflegen aber auch wenig, wenn man in das Gebiet kriegerischer anderer einheimischer Völker eindringt. So gelangte ich in das Land der Bongo. Die Hautfarbe jener entspricht der rotbraunen Erde, auf der sie leben. Ein gedrungener Bau der Gliedmaßen bei meist mittlerer Größe, ein scharf

ausgeprägtes Muskelgefüge, vor allem aber das Überwiegen der Länge des Oberkörpers, verbunden mit einer breiten Schädelbildung, sind die hauptsächlichsten Rassenmerkmale. Sie besitzen, wie die meisten Eingeborenen ihrer Art, kohlschwarzes Haar. Ihr krauses Wollhaar wird nicht lang. Bartwuchs findet sich nur vereinzelt. Die Bongo sind ein Volk von Ackerbauern, daher auch ein beliebtes Objekt der Sklavenjäger, weil sie wenig Widerstand erwarten. Mit großem Eifer bestellen Männer und Frauen der Bongo ihre Felder. Die meiste Sorgfalt verwenden sie auf den Anbau von Sorghum.

Ich lagerte mit meinen Trägern und Wachen nach einer Woche strengen Marsches und wollte Kräfte sammeln für die nächsten Tage und Wochen. In der Frühe des zweiten Ruhetages langweilte ich mich sehr. So nahm ich drei Kru mit mir um den unbewohnten Teil der Gegend näher zu erkunden. Der Ausflug sollte verhängnisvoll werden, wenigstens für einen der drei Begleiter. Gufuri, wurde er genannt, wurde an meiner Seite von einem wilden Büffel überrannt, dem ich nicht das geringste Leid zuzufügen beabsichtigte. Er kam aber dem Büffel im hohen Gras gar zu Nahe. Der Büffel hielt jedenfalls sein Mittagsschläfchen und geriet durch die Störung in die äußerste Wut. Aufspringen und den Störenfried in die Lüfte wirbeln, war für ihn das Werk eines Augenblicks. Da lag er nun, mein treuer Begleiter, über und über blutend, vor ihm mit hoherhobenen Schweif der Büffel, grunzend, in drohender Haltung, bereit, sein Opfer zu zerstampfen.

Zum Glück war seine Aufmerksamkeit durch die beiden anderen Männer gefesselt, die sprachlos vor Entsetzen dastanden. Ich hatte kein Gewehr in der Hand, mein schöner Hinterlader hing, vorläufig noch am linken Horn des Büffels, Masala, der die Kugelbüchse trug, hatte gleich angelegt, aber der Hahn knackte vergebens. Mal auf Mal versagte das Gewehr. Die Zeit erlaubte mir nicht, Masala zuzurufen: „Die Sicherung ist noch vor“, es galt den Augenblick zu nutzen. Da griff er nach einem kleinen Handbeil, das ganz aus einem Stück Eisen bestand, und schleuderte es unverzagt dem Büffel an den Kopf auf eine Entfernung von kaum zwanzig Schritt. So wurde die Beute dem feindlichen Büffel entrissen. Mit einem wilden Satz, die Büchse fiel ihm vom Horn, warf sich der Büffel seitwärts ins Dickicht, unter gewaltigem Rauschen der Halme dahinlaufend mit der Wucht eines entgleisenden Dampffrosses, brüllen und den Boden erschütternd. Nach rechts und links sah man ihn unter Grunzen und Brüllen die gewaltigsten Sätze machen. Da wir in seinem Gefolge eine ganze Herde vermuten mussten, griffen wir zunächst nach den Gewehren, um einem nahen Baum zuzueilen. Doch es wurde alles still und meine nächste Sorge wandte sich jetzt dem Unglücklichen zu. Gufuris Kopf lag wie angenagelt am Boden, aber eine flüchtige Untersuchung überzeugte uns sofort, dass die Verletzung nicht tödlich sein konnte. Das Büffelhorn hatte ihm am Brustkorb getroffen, drang jedoch nicht tief ein, sondern hatte ihn nur oberflächlich verletzt. Vielleicht waren auch

ein paar Rippen geprellt. Ich ließ Masala bei dem Verletzten und schickte den dritten Kru zurück ins Lager, man sollte eine Trage bringen. Nach einer Woche war Gufuri soweit wiederhergestellt, dass wir weiter marschieren konnten. Für seine Schmerzen erhielt er zehn Reichsmark, was ihn bei guter Laune hielt.

3. Leopardenmänner

Wir zogen weiter, Tag um Tag, fanden jedoch in keinem der rund angelegten Krale² geeignetes Material, mit dem ich in meinem Kontor in Bremerhaven zurückkehren konnte. In einer der Nächte, in der wir lagerten und ich darauf wartete, dass Gufuri vollends gesundete, wollten mich Orpheus Arme nicht umschlingen. Schlaflos lag ich in der Umzäunung aus Dornbüschen, die wir unser Lager nannten und die meine Kru zum Schutze vor Angriffen großer Dschungelraubtiere errichtet hatten. Einer meiner Krieger hielt schläfrig Wache neben seinem Feuer, das angesichts der in der Dunkelheit vielen gelb leuchtenden Augen und die in anderen Farben, äußerst angeraten erschien. Das Brüllen und Fauchen der Großkatzen vermischte sich mit den unzähligen Geräuschen der kleineren nachtaktiven Dschungeltiere. Ich kam in meinem Zelt nicht zur Ruhe. Lange warf ich mich unter dem Moskitonetz hin und her, dann erhob ich mich. Ich wollte

2 veraltet für ein rund angelegtes Dorf

in den Dschungel. Ich wollte nicht tief hinein, sondern nur sehen, was ich für den Tierpark in Deutschland an weiteren Tieren erwischen konnte. Hinter dem Rücken meiner Wache schlich ich mich vorsichtig aus dem Lager in die Richtung, in der ich kleine funkelnde Augen gesehen hatte. Da ich nichts Großes fangen wollte, hatte ich außer meiner Pistole nur eine Botanisiertrommel und ein Kescher dabei. Eine Zeitlang pirschte ich aus lauter Freude durch die Wildnis. Ich verzichtete auf eine Beleuchtung. Ich wollte mich nicht weit vom Lager entfernen, immer mit dem schwachen Licht des Wachfeuers hinter mir. Dann wurde es etwas heller. Ich näherte mich einer Lichtung, auf die das Licht von Goro, des Vollmondes wie er hier genannt wurde, herabsank. Ich hatte fast Lust, einen lauten, wilden Schrei des Übermutes auszustößen, doch allein die Sorge, meine Leute zu wecken und in Aufruhr zu versetzen, hielt mich davon ab.

Ich bewegte mich weiter, vorsichtig, am Rand der Lichtung entlang. Das fast undurchdringliche Dunkel der dicht beieinanderstehenden Baumstämme und der üppigen Dschungelvegetation bot mir ausreichend Deckung, nicht gesehen zu werden, sollte eine der Raubkatzen sich auf der Jagd befinden. Ich sah mich weiter um, als mir plötzlich etwas vor den Füßen vorbeihuschte und das Weite suchen wollte. Doch ich war mit meinem Kescher schneller. Ein rascher Schlag und das Tier war gefangen. Bevor ich es aus dem Kescher holte, griff ich in meine Tasche. In der Weste trug ich für solche Fälle immer ein

kleines Fläschchen Chloroform. Ich ließ das Tier daran schnuppern. Bewusstlos nahm ich es aus dem Kescher und legte es in die Botanisiertrommel.

Ich ging weiter, immer das Lager zu meiner rechten haltend. Ich blickte auf die Lichtung und konnte einen Leoparden erkennen, als sich die Gräser teilten und das Tier majestätisch gleich, auf die Lichtung bewegte. Zu meinem Glück kam der Wind aus Richtung der Raubkatze und konnte meine Witterung nicht aufnehmen. Seine Augen bewegten sich als einziges Teil seines Körpers. Er stand und witterte und blickte am Saum des Urwaldrandes entlang. Ein leises Grollen entrang sich seiner Kehle. Hatte er etwas bemerkt, schoss es mir durch den Kopf. Mein vorsichtiger Rückzug in Richtung des Lagers zeugte nicht von Angst. Ich hatte meine Pistole längst griffbereit. Wenn ich eines gelernt hatte, dann das. Das Leben im Dschungel verläuft in anderen Bahnen. Doch der Leopard trottete davon. Mitten auf der Lichtung duckte er sich und begann sich kriechend vorwärts zu bewegen. Der lange Schwanz zuckte, als er sich vorsichtig an die Bäume auf der anderen Seite der Lichtung heranpirschte.

Ich war sofort hellwach. Was hatte die Aufmerksamkeit des Leoparden auf sich gezogen? Ich musste meine Ungeduld nicht lange zähmen, da wurde es mir klar, dort musste ein weiterer Mensch durch das Unterholz schleichen. Es war ein Schwarzer, hier im Dschungel keine Überraschung. Wenn es ein Weißer gewesen wäre,

hätte ich mich sehr gewundert. Die Dunkelheit und der Dschungel an sich machten es schwer, den Mann zu erkennen. Sicher war ich mir nur, dass es ein alter Mann war. Dennoch, wo kam er her, wo wollte er hin? Es war ein Greis, soweit ich es erkennen konnte. Ich war vorsichtig, den Leoparden im Auge behaltend, näher an den Mann herangegangen. Der Greis bahnte sich mutterseeleallein den Weg durch den Dschungel. Der Mann trug seltsame Kleidung. Ein Hyänenfell lag um seine Schultern, der ausgetrocknete Kopf eines Krokodils schmückte seinen haarlosen Schädel. Ich erkannte jetzt einen Mediziner. In der Dunkelheit konnte man keine Körperbemalung oder Tattoos erkennen, aber sicherlich waren sie vorhanden.

Das Erste, was dem alten Mann verriet, dass er in Gefahr schwebte, war das Knacken von Zweigen, als der Leopard etwa zwanzig Schritte hinter ihm durch das dichte Gehölz brach. Als sich der Mediziner sich umwandte, wusste er, dass ihm seine Zauberkräfte nicht helfen konnten. Der riesige Leopard sprang auf ihn zu. Im gleichen Moment schoss ich mit meiner Pistole. Die ersten Schüsse gingen fehl, ermordeten nur irgendwelche Pflanzen des Urwaldes. Erst der dritte Schuss traf den Leoparden, wohl eher zufällig, direkt in den Schädel, das dunkle Unterholz und die Nacht machten es schwierig, zu zielen und erst recht zu treffen.

Der Mediziner lag dort, wo der Leopard ihn angesprungen hatte. Fast zerfleischt und blutend, zu schwach,